

Nr. 89. Bromberg, den 20. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(16. Fortsetzung.)

3.

Fernste Grenze — Totenberg!
Nordwärts nichts als Tod und Grauen,
Südwärts blüh'n des Lebens Auen.
Vor dem Blick im gleichen Kreis
Tod und Leben — Grün und Eis.
Wahrlich magst vom Tod du künden,
Kannst redenden Mundes du heimwärts finden.
Doch wer sich auf den Totenberg wagt,
Begegnet dem Tode, eh' neu es tagt.

Diesen alten Spruch hatte der alte Dag seinem Sohn einmal aufgesagt, eines Abends vor vier, fünf Jahren, als ihn eine Stimmung dazu trieb.

„Du bist ja überall gewesen — auch im Hochgebirge", sagte er. „Hast du den Totenberg gesehen?"

„Nein", antwortete der Junge, „ich weiß von keinem Berg, der so heißt."

„Man soll dem Berg ansehen können, wie er heißt", sagte der Alte und wiederholte die erste Zeile. „Er soll der Grenzstein unseres Besitzes im Norden sein." Ihm lag wohl daran, die Nordgrenze von Björndal vor dem Sohn zu erwähnen. „Ich bin weit hinaufgekommen — aber so weit nicht. Es war einer von Anes Sprüchen, und sie sagte auch, man könne dem Berg ansehen, wie er heiße." Dann hatte der alte Dag die beiden letzten Zeilen wiederholt.

Sie waren wohl ebenso als Warnung der Vorfahren gemeint, von denen Ane sie hatte, wie als Warnung des Vaters an den jungen Dag.

Das Ganze war Dags Gedächtnis längst entschwunden — er sammelte keine Sprüche und Redensarten.

Es singt in den Wäldern von Björndal. Wind und Wasser und Vögel. Es klingt in allen Bächen, tönt in allen Bäumen und flötet und zwitschert und trillert aus allen Vogelkehlen.

Der junge Dag schlenderte sacht über das Moos. Die Büchse am Riemen, den Rucksack mit Proviant und Schießbedarf auf dem Rücken, einen Hund auf leisen Pfoten vor sich, hinter sich, rund um sich. Kein Blaff und kein Laut von den beiden Wesen, die durch den milden, lenzfeuchten Wind dahinzogen, der so lind über die Erde hauchte und so leicht und himmelhoch über den Wäldern sauste.

Weit, weit abseits vom Hof lagen hier die Moore im Waldesfrieden. Nördlich von den Mooren begann das Land zu steigen, mit dichten Waldlehnen an den Südhängen. Aber dünner und dünner wurden sie, je höher sie stiegen — lichte Kiefernheiden zogen sich über die Hänge zur Höhe, und nördlich von der Kiefernheide lichtete es sich rasch gegen die Birkenhänge hinauf. Hinter ihnen lagen Sumpfstrecken und steiniges Heideland. Und dahinter stieg die Felsenwelt des Hochgebirges auf — Zinnen über Zinnen bis in den Himmel.

Die Kiefernstämme standen leuchtend im Sonnenschein wie goldene Tempelsäulen gegen das Blau des Himmels an dem Platz, wo Dag sich mit seinem Hund droben in der Kiefernheide auf einem Steinhügel niederließ und Rast hielt. Hoch und singend klang der Wind in den Kiefernkronen, und dunklere Töne antworteten aus den Stämmen, wenn der Wind zunahm. Hier oben war er trocken und nicht mehr so mild wie in den Wäldern unten. Es war wie ein Ruch von Winterwind darin. — Er kam wohl von Norden, vom Hochgebirge, wo der Winter noch herrschte.

Der Hund witterte in den ungewohnten Windgeruch hinauf und sah Dag an. Auch der war in letzter Zeit so anders gewesen. Nie ein freundliches Streicheln, nie mehr ein Krauen hinterm Ohr, nie mehr ein freundliches Wort und — selten ein Schuß und ein kräftiger Bissen. Unbeweglich saß er und starrte dumpf vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Nicht einmal, wenn man ihm die Hand leckte, merkte er es. Es war kein Vergnügen mehr, sein Hund zu sein.

Dag stand auf, schnupperte ebenfalls in die Luft, warf Büchse und Rucksack über und ging weiter — blindwütig geradeswegs dem Wind entgegen.

Nie im Leben war ihm bisher etwas mißglückt. Ja — sein Bruder war verschwunden; aber das hatte ihn nicht ins Mark getroffen. Tante Dorthea und Mutter waren gestorben; alte Leute sterben sehen, ist schließlich der Lauf des Lebens — oder vielmehr des Todes. Er hatte einmal schwere Tage mit seiner Liebe zu Adelheid durchzumachen gehabt, aber doch immer gefühlt, es würde sich noch nach seinem Wunsch fügen — und so kam es auch. Nichts war ihm bisher mißglückt.

Er hatte zwei Söhne bekommen. Es brauchte Zeit, ehe er sie richtig anerkannte. Anfangs waren sie so jämmerliche Würmer gewesen, daß es unfaßlich war, wie einmal richtige Menschen daraus werden sollten. Wohl hatte er eine wunderliche Wärme in der Brust gespürt, als er den ältesten in seinem Zimmer bei eifrigen Versuchen entdeckte, von einem Stuhl zum anderen zu laufen — eines Tages, als er aus dem Walde heimkam. Aber so richtig warm ums Herz, daß es bis in die Nase und die Augen hinaufquoll, war ihm doch erst an dem Tage geworden, als der Kleine mit ausgestreckten Ärmchen auf ihn zukam und sagte: „Ta Ta." Er hatte den kleinen Burschen hochgehoben und fest an sich gedrückt. Und seitdem war keine Ruhe mehr in ihm gewesen — nicht im Walde und nicht anderswo; eine heiße Sehnsucht hatte ihn getrieben, die zwei kleinen Menschenkinder zu sehen und zu fassen und dicht an sich zu fühlen — die zwei, die sein waren in Leben und Blut. Und der Älteste hatte zum Schluß schon fast alles reden können, was er wollte, und war schon ein richtiger Mensch gewesen bei aller Kleinheit. Und die stürmische Freude der Kleinen, wenn er heimkam, und das knurrende Behagen des Ältesten, wenn er hinter seinem Rücken liegen oder sich an ihn kuscheln und an ihm schnüffeln durfte — genau wie seine Hunde. Sie waren sein gewesen. Hinter seinem kalten

Äußeren hatte immer die gleiche Sehnsucht nach Innigkeit und Zärtlichkeit gebrannt wie in anderen Menschen. Er hatte diesen ursprünglichen Drang nicht in Mädchenarmen verbraucht. Er war so ungebrochen stark in ihm, daß man meinte, sein Herz könne davon stillstehen.

Seine Freude an Adelheid war auch groß gewesen, aber nicht so überwältigend stürmisch. Sie war ein erwachsener Mensch mit Gedanken und Urteil und einem Blick, der ihn betrachtete aus der Welt anderer Menschen heraus. Ihr gegenüber fühlte er sich nie ganz sicher.

Aber die Knaben, die waren sein eigenes Blut. Es war unfaßlich, daß sie fort waren — nie wiederkommen würden. Niemals würde er das begreifen.

Nichts im Leben war ihm bisher mißglückt; jetzt aber war der Tod seinen Gang gegangen — mitten über ihn hin. Er hatte gebettelt mit inständigen Gedanken, hatte gebetet zu allen Mächten über das Leben, zu Gott, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Aber der Tod war gekommen und hatte das Leben und das Herz aus seiner Brust gerissen.

Jetzt stieg er die Birkenhänge hinan. Weit, unendlich weit fort von zu Hause wollte er. Fort vom Leben, von den Menschen — fort über die Grenzen des Daseins.

Der Hund heulte wütend. Warme Witterung vom Hasen, vom Schneehuhn und Auerhahn stieg ihm von allen Seiten in die Nase. Aber wie eifrig er seinen Herrn auch darauf aufmerksam machte, die Flinte nahm Dag nicht von der Schulter.

Zwischen den Birken ging es steil bergan. Schon lange waren sie hie und da durch Schneewehen gewatet, jetzt lag der Schnee in dichter Decke. Dag hatte im letzten Herbst hier oben ein paar Skier liegen lassen, als er nach seinen Vogelschlingen sah. Er fand die Stelle und fand die Skier wieder und schnallte sie an. Sie waren von Wind und Wetter verzogen, aber sie trugen doch auf dem Schnee.

Es wurde ihm bewußt, daß er noch nie im Frühjahr hier oben gewesen war. Vieles kam ihm deshalb fremd vor. Schneidend scharfer Wind sauste kalt und stiebend über die Schneewächten. Bergwetter.

Als er den Kamm erreicht hatte, von dem aus sich Hochmoor- und Heideflächen absenken, ließ er sich auf einen Stein nieder, um nach dem scharfen Anstieg zu verschnaufen. An der Stelle, wo er saß, durchschnitt eine Kluft in leichtem Bogen den Höhenkamm. Der Blick auf die Hochfläche war also noch nicht frei, aber die Gipfel zeigten sich ihm in ihrer ganzen Größe. Er hatte sie schon oft gesehen und beachtete sie daher nicht weiter — wenigstens zunächst nicht. Heute aber brauste es so dunkel von den Bergen her, das Wechselspiel von Licht und Schatten war so lebendig, wenn Schneeschauer und jagende Wolken über die Sonne zogen, daß ihm die Welt der Gipfel ein eigenes Leben zu gewinnen schien. Der gewaltige Anblick nahm ihn gefangen. Nie hatte er die Berge so gesehen. Plötzlich hob er den Kopf und starrte mit aufgerissenen Augen hinüber. Die Berge liefen gegen die Hochheide in einen gewaltigen Klotz aus; es war der südlichste der Gipfel, Ochsenkopf genannt, wohl weil er an einen liegenden Ochsen erinnerte, mit scharf gekrümmtem Rücken und drohend zwischen die Vorderbeine gesenktem Kopf. Im Sommer und Herbst sah man an ihm fast nur Felsgestein; nur ganz oben hielten sich ein paar kleine Schneeflecke. Jetzt lag er fast völlig unter Eis und Schnee, bis auf ein paar Schmelzstellen am Südhang, dem Platz, wo Dag saß, gerade gegenüber. Ein flüchtiger Sonnenstreif fiel zwischen den Wolken hindurch auf den Klotz und hüllte ihn in blendendes Licht und tiefe Schatten.

Da, das Antlitz des Todes grinste Dag von dem Bergklotz entgegen, leuchtend die Stirn, die Wangenknochen und der Nasenrücken, und tiefe Augenhöhlen und Nasenlöcher und riesige Kinnbacken schwarzschattig dazwischen. Dann zogen neue Wolken vor die Sonne, und der Klotz stand wieder bläulich weiß und ohne Gesicht.

Dag war aufgesprungen. Er glitt auf seinen Schneeschuhen durch den Einschnitt und starrte hinüber. Die Hochheide dehnte sich wie ein gefrorenes Meer mit scharfen Harschkanten und rauchendem Schnee. Gedankenlos schob er die Skiern vorwärts. Sie prasselten über den Harsch, während seine Blicke gespannt an dem Felsklotz hingen.

Plötzlich blieb er wie erstarrt stehen. Die Sonne war wieder durchgebrochen, und wieder leuchtete das furchtbare Bild mächtig von der Wand herüber, hinter der die übrige Kette im Schatten lag. Jetzt wußte er, wo Björndals Nordgrenze verlief. In der Frühjahrssonne war der Totenberg nicht schwer zu finden.

Wie von einer unwiderstehlichen Macht gezwungen, glitt er über die Fläche weiter, und immerfort schien die Sonne, und immerfort grinste der Totenberg ihn an. Je näher er kam, desto höher und gewaltiger stieg das Gesicht des Todes über die Fläche empor, hoch über die Welt, hinauf zu den Wolken. Es war, wie der Vater, wie Ane gesagt hatten — man konnte diesem Berg wirklich ansehen, wie er hieß. Den Namen „Ochsenkopf" mußten ihm Leute gegeben haben, die den Berg nie zu dieser Jahreszeit gesehen hatten. Vielleicht sah er nur im Frühjahr aus wie heute.

Während die Skier krachend über den harten Schnee glitten und Dag auf das furchtbare Bild starrte, suchte er sich eines alten Verses zu erinnern, den er einmal von seinem Vater gehört hatte. Der genaue Wortlaut fiel ihm nicht mehr ein, er wußte aber den Inhalt noch ziemlich genau: daß das Land des Todes hinter dem Berg läge — und die Auen des Lebens südlich von ihm, und daß man von dort oben das Leben und den Tod zugleich sehe — und daß vom Tode zu erzählen wüßte, wer von dort zurückkäme und dann noch reden könnte. Ob es einen wohl die Sprache kosten mochte, wenn er ein Stück in den Berg einstieg? Auf die letzten Verse konnte er nicht kommen, er wußte nur noch, daß sie eine Art Warnung enthielten.

Der Hund war der einzige Zeuge von Dags Wahnsinn, von seiner mühseligen Kletterei an der senkrechten Bergwand. Die Schneeschuhe hatte er an deren Fuß abgeschnallt. Es ging viel zu steil hinauf für die Skier, und Firn und Eis waren hart genug, ihn auch ohne Bretter zu tragen. Oben am Steilhang machte er einen kurzen Halt und blickte über eine Welt von Bergen und Schnee; drüben hinter der verschneiten Hochheide ahnte er die Wälder. Man müßte sie sehen, wenn man höher hinaufkam. Von dort, wo er stand, fiel es senkrecht ab. Und das Gefühl, alles unter sich zu haben, schwindelnd tief unter sich, und nirgends einen Halt, hätte wohl selbst ihm die Knie schlottern lassen. Aber jetzt war ihm alles gleich. Ob auf dem Wege zum Leben oder zum Tode, oder zu beidem; er dachte nicht nach und arbeitete sich höher und höher.

Er hörte nicht den drohenden Gesang des Windes drüben in den Bergen; und auch die scharfen Windstöße, die um den Klotz fuhren und ihn mit eisharten Schneekörnern peitschten, spürte er nicht. Ein Mensch auf seinem eigenwilligen Wege — näher und näher dem Tode

Der Hund zitterte, er heulte gegen den Wind und folgte mit den Blicken seinem Herrn, der gleich einer Fliege über das Kinn des Todes hinaufkroch und jetzt wieder anhielt, aus dem Rachen des Todes die Welt zu erblicken. Er stand gerade in einer Runse mit riesigen Steinblöcken; der Schnee war dort schon der Frühlingssonne gewichen, und die Steine zwischen dem Weiß halfen den Kiefer bilden.

Dag mußte etwas seitlich ausweichen, um weiterzukommen. Und dann ging es über die Schneefläche hinauf, die den Wangenknochen bildete, zu dem einen der beiden Steinstürze, aus dem die Blöcke in der Runse stammten. Sie waren nach innen gewölbt und schneefrei und bildeten die tiefen Augenhöhlen des Todes. Von hier aus mußte er über das Nasenbein, eine Felspartie, die nach dem Bergrutsch mitten zwischen den dunklen Augenhöhlen stehengeblieben war und auf der noch Schnee lag. Dort über der Nase mußte er wieder einen Augenblick verschnaufen. Die Stirn war so vorgewölbt und steil, daß es unmöglich schien, hinaufzukommen. Doch endlich fand er einen Weg über die eine Augenbraue und weiter die Kluft hinauf, welche die Schläfe bildete. Und dann war Dag verschwunden.

Der Hund heulte wild auf und winselte fast wie ein Menschenkind, als er so verlassen im Winde stand und seinen Herrn nicht mehr sah.

Das oberste Stück der Kluft war für Dag die schwerste Anstrengung seines Lebens gewesen. Manchen Kampf mit wilden Tieren und wilder Natur hatte er bestanden. Manch steilen Hang und viel wilde Klüfte und Schluchten hatte er im Waldgebirge durchklettert, um Adlernester zu erreichen und Bären aufzustöbern. Doch noch niemals hatte er jeden Muskel, jede Sehne, jeden Nerv aufs äußerte anspannen müssen, um das letzte, hartvereiste Stück zu bezwingen.

Oben auf der Höhe, wo die Wand im Sommer den Schädel des Ochsen und jetzt den Scheitel des Todes bildete, stand Dag nun erhitzt und schlotternd und starrte in die Ferne. Manch weiten Blick über die Wälder und die

Siedlung hatte er von Bergen und Graten aus gehabt; aber das alles war nichts gegen die endlose Welt, die sein Blick jetzt umfaßte.

Unendliche Waldhöhen in langen Wellen, und die Siedlung nur wie eine winzige Einsenkung an ihrem äußersten Rande, und noch weiter südlich das lichte Grün des offenen Landes bis ins Unendliche. Ja, die Auen des Lebens sah man von hier oben — das bewahrheitete sich. Aber sollte man von hier nicht auch das Land des Todes erblicken? Er wendete sich um. Der Nacken des Ochsen stieg wie ein neuer Hügel über den Scheitel des Todes empor. Wie der Rauch eines Opferfeuers wehte der Schnee von dem Gipfel droben gen Himmel.

Es war noch ein tüchtiges Stück bis dort hinauf, und erst jetzt spürte er, wie todmüde er war — hinauf aber mußte er.

(Fortsetzung folgt.)

Dummes Mädel im Frühling.

Skizze von **Inge Stramm.**

Gerda wollte Modezeichnerin werden. Sie hatte sich das herrlich vorgestellt, nur immer schöngekleidete Frauen zu zeichnen, sich selbst die herrlichsten Modelle entwerfen zu können und öfters Fünfuhrtees zu besuchen, um modische Anregungen zu bekommen.

Der Vater war mit dieser Berufswahl auch sofort einverstanden gewesen und hatte gleich alles Nötige in die Wege geleitet. Dieses zur Ausbildung Nötige sieht aber nun ganz anders aus, als Gerda sich das vorgestellt hat. Schneidern muß sie zunächst lernen, jeden Morgen in die Fachschule gehen, in ein großes, rotes Haus in einer engen Straße, und dort unter bescheidenen Mädchen sitzen. Wenn der Unterricht beendet ist, so ist es schon fast Abend und sie ist recht müde, genau so wie die anderen Menschen um sie herum auf der engen, lauten Straße, die zumeist dann drüben aus dem Fabriktor auf der anderen Straßenseite strömen . . .

Sie hatte gewünscht, daß der Vater ihr den Wagen täglich schickte, sie abzuholen. Aber er brauchte ihn um diese Zeit selbst und hatte gemeint, daß es ihr gewiß nichts schade, wenn sie die Straßenbahn benutzen würde.

Und so war es gekommen, daß der junge Mann mit dem sehr hellen, zumeist unbedeckten Haar angefangen hatte sie höflich zu grüßen, nachdem er täglich dicht neben ihr an der Straßenbahnhaltestelle gestanden hatte, daß es schon nicht mehr zu vermeiden gewesen war, ein paar Worte zu wechseln.

Und nun gehen sie täglich auch den Weg, die enge, laute Straße hinunter nebeneinander. Er wartet oft drüben auf der Straßenseite schon auf sie, und sie zögert ein wenig, wenn er noch nicht da ist.

Eines Tages hat er ihr von der Blumenfrau an der Ecke einen Veilchenstrauß gekauft. Gerda war sehr erschrocken und brachte ihn der Hausdame mit, denn sie konnte doch nicht gestehen, daß sie ihn geschenkt bekommen hatte. Von wem denn? . . . hätte Frau Mertens, die immer in schwarzer Seide ging, wohl gefragt. Und was hätte sie antworten sollen? Von einem jungen Mann, der in die Fabrik ging und dort noch nicht einmal Ingenieur war, dessen Mantel man schon die reichlich lange Zeit des Gebrauchs ansah, und der in der Aktenmappe nur die Frühstücksbrote und die Thermosflasche mit Kaffee trug. Bestimmt hätte Frau Mertens ihr diesen Verkehr verboten, gerade jetzt wo sie verabredet hatten, an dem Sonntag, an dem der Vater verreist war und Frau Mertens eingeladen, einmal einen gemeinsamen Ausflug zu machen.

Es wird ein wunderbarer Sonntag. Sie gehen beide zum erstenmal zusammen durch Gärten und hören die erste Amsel rufen. Sie gehen durch Wälder und bekommen nasse Füße, aber finden viele Gänseblümchen, die sie ihm ins Knopfloch steckt. Am Abend trinken sie Bier und essen Würstchen, und das schmeckt alles herrlich, weil sie dicht nebeneinander sitzen können und er den Arm sogar um ihre Schultern legt. Das fällt hier gar nicht auf. Gerda hat gar nicht gewußt, daß so viele Menschen sich liebhaben. Sie sitzen hier Hand in Hand hinter dem Glase Bier und flüstern und lächeln und schweigen.

In den nächsten Tagen ist ihnen der gemeinsame Weg bis zur Straßenbahn viel zu kurz. Sie gehen noch ein Stück weiter bis zu einem kleinen Park. Dort sitzen sie auf einer Bank und sagen du zu einander.

Einige Zeit später geschieht es dann an einer belebten Straßenecke. Da sieht Gerda plötzlich den Wagen ihres Vaters vor sich. Hat der Vater sie erkannt? Der Wagen bremst knirschend.

Gerda starrt erschrocken den jungen Mann neben sich an. Muß sie ihn jetzt dem Vater vorstellen! Nein! Sie sieht plötzlich nicht mehr das junge, helle Gesicht neben sich mit den Augn, die so leuchten können, mit dem Mund, der so zärtliche Dinge zu sagen weiß. Sie sieht plötzlich nur noch den vertragenen Mantel, den nach der Arbeit zerdrückten Kragen, derbe Hände ohne Handschuhe . . .

„Was hast du, Gerda?“ fragte der junge Mann . . . In diesem Augenblick aber steht schon der Fahrer des Vaters vor Gerda: „Der Herr Vater wartet auf das gnädige Fräulein im Wagen!“

Und da bekommt Gerda, zu ihrem Begleiter gewendet, es fertig, zu stammeln: „Verzeihung, mein Herr, dänke schön!“ Mit einem sehr förmlichen Gruß geht sie zum Wagen.

„Wer war der junge Mann?“ fragt der Vater lächelnd.

„Jemand, den ich nach der genauen Zeit fragte“, antwortet Gerda rasch. Da sagt der Vater nichts mehr.

Am nächsten Tage wartet vor der Fachschule niemand auf Gerda.

Am Abend sitzt sie dann in ihrem weißen Zimmer unter der rosa Ampel und will einen Brief schreiben und möchte lieber den Kopf auf die Arme legen und weinen.

Da steht plötzlich der Vater vor ihr und sieht sie aufmerksam an, so daß sie die Augen niederschlagen muß.

„Jeder Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und ehrlich arbeitet, ist mehr wert als ein Mädel, das den, den sie liebzuhaben glaubt, um seines Mantels willen verleugnet“, sagt er dann.

Jetzt weint Gerda wahrhaftig und braucht gar nicht mehr so viel zu beichten. Der Vater weiß ohnehin mehr, als sie geglaubt hat . . .

Was er aber dann noch sagt, hätte er schon früher sagen sollen. Daß seine Tochter gar nicht so eingebildet zu sein brauche. Der Großvater wäre auch einmal in eine Fabrik gegangen und hätte niemanden gehabt, der ihm die Knöpfe an seinen Mantel annähe und seine Kragen bügelte. Und abends ist er nicht mehr ausgegangen, um die Schuhsohlen zu schonen. „Daß du mir ja keine unnützen Gänge damit machst, Junge! . . .“ hatte ihn die Mutter gebeten, als sie ihm die Schuhe gekauft hatte, wie er daheim gewesen war . . . So sparsam sind sie früher gewesen, „und so nur sind wir das geworden, was wir heute sind, Gerda!“

Gerda vergißt diese Stunde nie mehr. Und den Brief hat sie dann so zu Ende geschrieben, daß der, an den er gerichtet war, wahrhaftig nicht mehr böse sein konnte.

Und mit dem Frühling wird nun sicherlich noch einmal alles gut werden.

Das Seetreffen von Schottland.

Ein Erlebnis von **Paul Jacob-Langenbeck.**

Die Geschichte hat das Seetreffen vor Schottland nirgendwo aufgezeichnet. Es handelt sich auch gar nicht um eine Schlacht oder um ein Gefecht kriegführender Mächte, sondern um einen Vorfall mitten im tiefsten Frieden. Er spielte sich nahe der Schottlandküste ab. Sogar ein scharfer Kanonenschuß fiel, ein Warnungsschuß allerdings nur, der aber genügte, das Seetreffen zu beenden, ehe es eigentlich begonnen.

Im Jahre 1908 war es, Anfang Juni, also mitten in einer Jahreszeit, in der die Heringslogger aller Nationen mit größter Eile den Fanggebieten um die Shetlandinseln herum zustrebten.

Dort war aber nichts los gewesen. Unfreundliches Wetter hielt die großen Heringszüge wohl mehr unter Schottland fest. Nach dorthin lag nun der Kurs unseres Segelloggers „Minden“. Eine günstige Ostbrise wehte. Auf Gegenkurs sichteten sie, von Island kommend, den Fischereischutzkreuzer „Ziethen“. An Backbord, südlich von uns, lag

feit Stunden ein anderer Logger hartnäckig auf unserer Höhe — ein Franzose, wie wir sehen mußten, die F. N. II aus Le Havre.

Da — auf dem „Ziethen" — ein Flaggensignal!

Es meldete größere Heringszüge zwanzig Seemeilen nordwestwärts. „Danke!" signalisierte unser Käppen zurück. Nordwestwärts ging die Fahrt der „Minden".

Achterlich versackte der „Ziethen" im Dunst des Horizonts. Die F. N. II nahm Wind in die Segel, luvte ein wenig an und drängte sich in unser Fahrwasser. Immer näher schob sich der Franzose. Ein erbittertes Wettsegeln begann, ein Segeln um die sechshundert Fässer Heringe, die so ein Logger fassen konnte, ein Segeln um das Leben für morgen.

Dann und wann frischte die Brise auf, riß flockigen Schaum von der Oberfläche. Unser Käppen nahm eigenhändig das Ruder. Er nickte dem Franzosen zu, ließ für Sekunden Segel und Kompaß aus dem Auge. Jäh scherte die „Minden" aus dem Kurs. „Stüerbord!" schrien wir laut und warnend, „Stüerbord!"

So eben und eben kamen die beiden Logger noch klar. Eine halbe Schiffslänge hatten wir aber leider doch verspielt. Unser Bug lag nun mit dem Großmast von drüben auf einer Linie.

Die Schiffe waren so dicht nebeneinander, daß zwischen den Bordwänden die Bugwellen hochbrandeten. Wir konnten drüben bei den Leuten das Weiße in den Augen erkennen.

Gut zwei Stunden segelten wir so. Rechts voraus am Horizont kam die Schottlandküste in Sicht und eine weißblinkende Wolke, ein flatternder, kreischender Wirbel: Möven, Hunderttausende von Möven, die einem Heringszuge folgten.

Ein Zittern und Beben durchlief unsere Leiber. Gleich mußte ja der Befehl zum Aussetzen der Netzfleeth kommen! Gleich —

Geschmeidig schwenkte der Franzose plötzlich ab, drehte wie auf einem Teller, brauste dicht am Heck der „Minden" vorbei, legte sich quer in die Front des Heringsloggers und begann die Netze aus der Luke zu zerren. Unmöglich konnten wir die knappe Schwenkung aufholen. Im großen Bogen mußten wir dem Zug der Heringe folgen. Unser Käppen aber sah noch rechtzeitig — es war ein Wunder, daß er es vor Aufregung überhaupt sah —, daß der Franzmann durch das Manöver alle Fahrt verloren hatte und nun mit den Netzen nicht klar kam. Er lag viel zu hart am Wind. Kaum füllten sich die Segel.

Steuerbord drehte unser Käppen das Ruder, drehte den Logger vor den Bug des anderen, wollte diesen zwingen, ganz in den Wind zu halten.

Die Franzosen wollten aber nicht. Sie wollten sich nicht abdrängen lassen, sie legten Gegenruder. Gleich mußten die Fahrzeuge zusammenkrachen.

Wir rannten schon an die Verschanzung, Beile, Bootshaken, Messer und Handspaken in den Fäusten, brüllten und fluchten und waren nahe daran, den französischen Logger im Handstreich zu entern.

Ein Kanonenschuß!

Knapp hundert Meter entfernt schlug die Granate ein. Wir sahen die Fontäne aufsteigen, sahen sie zusammenfallen, begriffen gar nicht so schnell.

„Der „Ziethen"!" rief jemand.

Da war er auch schon, schob sich gebieterisch zwischen die streitenden Logger. „Ihr verfluchten Kerle!" drohte uns ein Obermaat.

Ein wenig kleinlaut ließ unser Käppen sein Schiff abfallen. Viele Seemeilen mußten wir noch nördlicher, bevor wir unsere vier Kilometer lange Maschenwand in das Meer senken konnten, ohne mit den Netzen des Franzosen in Berührung zu kommen.

So endete unser Seetreffen vor Schottland. Dem „Ziethen" waren wir später noch dankbar, denn sein Eingreifen hatte uns nicht nur vor unüberlegtem Handeln bewahrt, sondern dazu die „Minden" aus der berüchtigten Dreimeilenzone entfernt, in die wir schon hineingeraten waren. Wir sahen nämlich, wie ein englischer Fischereikreuzer den Franzosen aufbrachte. Schade um ihn! Er war ein tüchtiger Fischersmann und ein Seefahrer dazu.



Lustige Ecke



Anregender Briefwechsel.

Die Ehe Joseph Haydns war bekanntlich nicht sehr glücklich, so daß der Komponist schließlich von seiner Frau, die anscheinend recht dickköpfig war, getrennt lebte. Als der Meister 1795 von England nach Wien übersiedelte, fand einer seiner Freunde, der ihm beim Umzug half, in einer Schublade ein Bündel Briefe, die sämtlich noch uneröffnet waren und alle die Anschrift Haydns trugen.

„Nanu?", meinte der Freund, „was sind denn das für Briefe?"

„Ach laß doch", sagte Haydn, „alles Briefe von meinem Weib, die mich ja doch bloß damit ärgern will. Darum mache ich sie gar nicht erst auf und antworte ihr, ohne ihr Geschreibsel überhaupt gelesen zu haben!"

„Allerhand", wunderte sich der Freund, „und merkt denn das deine Frau gar nicht?"

„Bestimmt nicht", versicherte der Meister, „die macht es mit meinen Briefen genau so."

*

Der vergeßliche Einbrecher.



„Au, verflixt, ich hab' ja die Leiter unter das andere Fenster gestellt!"

*



„Herrenporträt??? — Das ist doch eine tanzende Dame!"

„Ach, ich sehe jetzt eben, daß das Bild verkehrt aufgehängt worden ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.